

Berlinale

Förderung

Nur im richtigen Kino

Lage für deutsche Filme im Ausland schwierig

Die künftige Berlinale-Chefin Mariette Rissenbeek wünscht sich mehr Unterstützung für deutsche Filme auf internationalem Parkett. „Deutsche Filme kommen bei Festivals im Ausland gerade dann gut an, wenn sie eine spezifische Prägung haben oder ein spezifisches Thema behandeln. Dann finden sie dort auch ein Publikum“, sagte Rissenbeek während einer Diskussion zur kulturellen Filmförderung in der Akademie der Künste in Berlin.

„Im Kino im Ausland ist es etwas schwieriger, da kann man renommierte Regisseure ins Kino bringen, bei Debütfilmen ist das sehr schwierig“, sagte die gebürtige Niederländerin. Sie übernimmt im Frühjahr als Geschäftsführerin neben dem künstlerischen Leiter Carlo Chatrion die Berlinale-Spitze vom bisherigen Festivalleiter Dieter Kosslick.

Die Verleihungssituation sei nicht anders als in Deutschland, sagte Rissenbeek. „Die Verleiher haben immer größere Schwierigkeiten, in einem normalen Kino an ein Publikum zu kommen, das auch besondere Filme sehen will.“ Es sei eine sehr gezielte Arbeit, Menschen für einen Film zu erwärmen und dafür zu gewinnen. Dafür müsse ein Kino ein Profil entwickeln, um sein Publikum zu halten. Dabei äußerte sie Zweifel, „ob jeder Verleiher im Ausland die richtigen Kinos für einen deutschen Film kennt“. Kinos sollten gezielt inspiriert werden, bestimmte Filmprogramme zu zeigen, sagte Rissenbeek. (dpa)



Die künftige Berlinale-Chefin, die Niederländerin Mariette Rissenbeek. IMAGO

FairFilmAward

Ein Preis für die Helden unserer Zeit

Petzold-, Polizeiruf* und Vox-Serie gewinnen

Was ist fair? Das Wort ist dehnbar wie Blasenkaugummi. Und so werden für den Preis, der schon am Eröffnungsabend der Berlinale überreicht wird, auch etliche Kriterien herangezogen: Der FairFilmAward, von der Bundesvereinigung der Filmschaffenden-Verbände und Crew United vergeben, will berücksichtigen: Chancengerechtigkeit, Gagehöhe, Kommunikation und Arbeitsklima, Arbeitszeiten und Qualifizierung, den Umweltschutz sowieso. Wer da überall punktet, könnte auch als Superheld des 21. Jahrhunderts ausgezeichnet werden. Gewinner in der Kategorie Spielfilm ist der Fernsehfilm „Tatort“ aus der Reihe „Polizeiruf 110“, inszeniert von Christian Petzold für die Claussen+Putz Filmproduktion. Die Vox-Serie „Das Wichtigste im Leben“, produziert von Bantry Bay Productions, erhielt die Auszeichnung in der Kategorie Serie. Natürlich ging es auch bei der Auswahl fair zu: Grundlage ist eine umfassende Umfrage unter 1500 projektbeteiligten Filmschaffenden, teilen die Veranstalter mit. (cg.)



„Une Colonie“ – ein einfühlsames Porträt der zwölfjährigen Mylia (Émilie Bierre) von der kanadischen Filmemacherin Geneviève Dulude-De Celles

BERLINALE / DANNY TAILLON

Generation Kplus und 14plus

Im Zeitraffer erwachsen werden

Leben mit Mut, auch wenn es wehtut: Filme über die schwierige Zeit nach dem Kindsein

Von Sarah Pepin

Weder erwachsen noch Kind zu sein, ist einer der intensivsten und furchterregendsten Abschnitte eines Menschenlebens. Die Teenagerzeit und die damit einhergehende Selbstfindung, die sich stetig durch die Auseinandersetzung mit Familie und Freunden vollzieht, steht traditionell im Mittelpunkt der Sektion Generation der Berlinale. Diesmal reflektieren 62 Kurz- und Langfilme aus 36 Ländern die verschiedenen Wirklichkeiten, denen junge Menschen auf ihrem Weg ins Leben ausgesetzt sind. Darunter fallen die diversen ersten Male, die sich durch diese Zeit ziehen: die erste Party, der erste Kuss, der erste Sex.

Aber viele der jungen Protagonisten in den Generation-Geschichten können sich in dieser Zeit nicht auf diese so existenziellen Momente konzentrieren. Sie müssen zu schnell erwachsen werden und sie sind dabei mit Situationen konfrontiert, die ihre psychische Dispositionen komplett überfordern. Ihre Probleme resultieren aus gescheiterten Familien, kriminellen Eltern, aus sexueller Gewalt, Drogen und anderen Traumata.

In „Goldie“ (14plus) von Sam de Jong zum Beispiel kommen die Enttäuschung und Wut der gleichnamigen Hauptfigur nur langsam zum Vorschein. Goldie, gespielt vom amerikanischen Model Slick Woods, ist von einem Tag auf den anderen für ihre jüngeren Schwestern Sherrie und Supreme verantwortlich. Ihre Mutter wurde aufgrund von dubiosen Geschäften verhaftet, der Vater ist abwesend. Für Goldie, eine toughie Jugendliche mit viel New-York-Attitüde, beginnt ein Kampf gegen das Jugendamt. Die 18-Jährige will auf jeden Fall vermeiden, dass Sherrie und Supreme getrennt werden und bei unterschiedlichen Pflegefamilien aufwachsen – nur weiß sie selber nicht, wo sie ihre Geschwister unterbringen soll. Die nächtlichen Streifzüge machen Goldie zugänglich, ihre Abgebrühtheit schwindet, Verletzlichkeit tritt hervor, ebenso wie tiefe Einsamkeit. Um ihre Familie zu ernähren, will sie Tänzerin und Rapperin werden und bereitet sich auf einen Musikvideodreh vor.

Der Holländer Sam de Jong nutzt in seinem Film poppige, verspielte Animationen, die ein bisschen zu viel ablenken; das kann der Ausstrahlung von Slick Woods, die diesen Film trägt, aber nichts anhaben.

Ruhiger geht es in dem schönsten Film der Reihe zu. „Une colonie“ (Kplus) von der kanadischen Filmemacherin Geneviève Dulude-De Celles zeichnet das einfühlsame Porträt der zwölfjährigen Mylia (Émilie Bierre) und ihres ersten Gymnasiumsjahres im ländlichen Québec. Mylia ist ein schüchternes Mädchen, das sich mit ihrer kleinen Schwester nach einem langen Sommer auf die Veränderung der Oberschule einstellt. Dann geht alles ganz schnell, sie trinkt zum ersten Mal Alkohol und besucht Partys.

Aber sie passt nicht richtig hinein in die Clique, die sie kennenlernt. Jimmy (Jacob Whiteduck-Lavoie) ist glücklicherweise ebenfalls anders, er lebt als Junge der First Nations, wie die Ureinwohner in Kanada genannt werden, im Reservat nebenan. Mit ihm findet sie ihren Platz im neuen Alltag. Zwar ist Mylias Zuhause in „Une colonie“ ein sicherer Ort, aber auch intakte Familien sind nicht gegen Probleme gefeit. In lyrischen, äußerst behutsam montierten Bildern gibt die Regisseurin Einblick in die Psyche eines jungen Mädchens. In Mylia kann sich wohl jede Person im Publikum wiederfinden. Sie hat etwas Universelles, was auch an Émilie Bierres herausragendem Schauspiel

liegt: In ihrem Gesicht spiegeln sich all die widerstrebenden Gefühle der frühen Teenagerzeit: Unbeholfenheit, Wut, Aufregung und Freude.

Auch V, wie die Protagonistin Veera (Veera Lapinkoski) sich in Tomislav Hristovs Film „The Magic Life of V“ (14plus) nennt, hadert mit sich selbst. Deshalb hat sie früh angefangen, in sogenannten „LARPs“ mitzumachen, Live-Rollenspielen. Nur so kann sie ihrer traumatischen Kindheit, die von einem alkoholsüchtigen Vater und einem behinderten Bruder geprägt war, für kurze Zeit entfliehen. Mal verkörpert Veera eine Zauberin, mal ist sie Soldatin. Hauptsache, sie kann die schmerzende Vergangenheit vergessen.

Diese hingegen tendiert dazu, sich früher oder später zu Wort zu melden, wenn sie verdrängt wird, und Veera muss sich nach Jahren ohne Kontakt ihrem Vater stellen, um wirklich frei zu werden. Auch Hristov zeigt große Einfühlbarkeit in diesem Porträt einer jungen Frau. Dabei ist das reale Problem der Alkoholsucht in Finnland stets präsent.

Was Goldie, Veera und Mylia eint, ist Mut, auch wenn es wehtut. Tatendrang, auch wenn alles hoffnungslos wirkt. Davon kann auch ein erwachsenes Publikum etwas lernen.

Panorama

Dunkle Stadt

„Hellhole“, ein Film des belgischen Regisseur Bas Devos, zeigt, was Gewalt mit Menschen macht

Von Alexandra Seitz

Wannes ist ein flämischer Arzt, der Obdachlose versorgt. Manchmal skypet er mit seinem Sohn, der beim Militär ist und irgendwo im Mittleren Osten einen Kampftag fliegt. Medhi, ein algerischstämmiger Halbwüchsigler, geht noch zur Schule. Als ihn sein der Familie entfremdeter Bruder um einen Gefallen bittet, gerät er in Gewissensnot. Die Italienerin Alba arbeitet als Dolmetscherin im EU-Parlament und spürt immer deutlicher einen auf ihr lastenden diffusen Druck. Wannes, Medhi und Alba kennen einander nicht, doch alle drei leben in Brüssel, einer Stadt, die nach den Terror-Anschlägen vom März 2016 nicht mehr dieselbe ist. Sie fühlt sich anders an für ihre Einwohnerschaft, ist fremd geworden, ein unsicherer Ort, an dem das Misstrauen und die Angst eingezogen sind.



Der Schüler Medhi (Hamza Belarbi) gerät in Brüssel in Gewissensnot. BERLINALE / ALINE BELFORT

In Brüssel lebt auch der 1983 in Zoersel, Belgien, geborene Regisseur Bas Devos, der mit „Hellhole“ seinen zweiten Langfilm bei der Berlinale vorstellt; Devos' Debüt, „Violet“, wurde vor fünf Jahren in der Sektion Generation 14plus mit dem Großen Preis der Jury ausgezeichnet. Wie „Hellhole“ handelte auch „Violet“

von den Auswirkungen eines Gewaltaktes auf das Leben von Menschen. Und wie „Violet“ umkreist auch „Hellhole“ dieses Thema mit einer konzentrierten Aufmerksamkeit, die sich vor allem auf das Richtige, was ungesagt bleibt und nicht gezeigt werden kann. Das bedeutet, dass Devos mit einem beeindruckenden

Mut zur Auslassung arbeitet, dass er Leerstellen lässt und Ellipsen setzt, die das ohnehin lockere narrative Geflecht, das den Alltagswegen der drei Hauptfiguren folgt, endgültig auflösen könnten.

Stattdessen aber entsteht eine ungeheure Dichte, ziehen die für sich stehenden szenischen Vignetten einander magnetisch an, bildet sich aus der allen gemeinsamen Einsamkeit und Irritation schließlich eine gesellschaftliche Befindlichkeit der Ratlosigkeit und der Ohnmacht heraus.

Die formale Meisterschaft Devos' zeigt sich in der Intensität, die er mithilfe gemächlicher Kamerakreisfahrten und zeitlupegeduldiger Schwenks um Häusercken herum herzustellen vermag. Diese setzen Zäsuren im Handlungsverlauf und bilden zugleich Inseln, die Zeit geben nachzudenken. Wie ist es so weit gekommen? Und wie geht es jetzt weiter?

Diskussion

Wo ist der ästhetische Widerstand?

Die „Woche der Kritik“ eröffnet mit Schlingensief

Von Doris Meierhenrich

Seit fünf Jahren veranstaltet der Verband der deutschen Filmkritik in Querlage zum Roten-Teppich-Event Berlinale eine „Woche der Kritik“. Sie begann diesmal mit einer Konferenz zu einem der unbequemsten Kino- und Theatermenschen der jüngeren Vergangenheit: Christoph Schlingensiefel. Ihn zum Thema zu machen, heißt immer auch, sich selbst mit auf den Seziertisch zu legen. Alles andere wäre sinnlos – jedenfalls für das erklärte Vorhaben der Veranstalter, aus Schlingensiefs Radikalität, seiner ästhetisch-politischen Brisanz für das kraft- bis mutlose Kino heute Funken zu schlagen.

Für das Theater darf man zweifellos dasselbe hoffen, leider nur bleibt auch dieses Mal eine Konferenz nun mal Konferenz und die Schadloshaltung der Diskutanten auf der Bühne wichtiger als das ungesicherte Denken in Aktion, das Produktivmachen der eigenen Angst, wie es eben ein Christoph Schlingensiefel zeit seines Lebens zelebrierte. 2010 starb er mit knapp fünfzig Jahren. Wie sehr ein derart menschenfreundlicher, mutiger, selbstironischer und sich doch immer mit vollem Ernst mit in die Waagschale werfender Künstler fehlt, konnte man beim Blick auf das Bühnenfoto über die sich ziehenden Stunden schön verinnerlichen: Christoph im Pfeildiagramm zwischen „Hass“, „Glück“ und „Gefahr“.

Dass sich an diesem Abend niemand als Nachfolger anbot, war zu befürchten: ein Kunststabsdichter wie der Regisseur Milo Rau, dem alles Anarchische, Ungeplante in seinen durchgerechneten Doku-Fiktionen fremd ist, erschien eher deplaziert auf einem Schlingensiefel-Podium. Immerhin gaben die vorgelieferten Filme und ein sich langsam betrinkender Udo Kier Zeugnis davon, was „böse Kunst“ einmal war. „Das Kettensägenmassaker“ von 1990, mit dem Schlingensiefel die Wiedervereinigung als blutige Schlachtveranstaltung der Ossis durch die Wessis vorwegnahm, ist in seiner grotesken Hellsichtigkeit bis heute beispiellos.



Vom Kettensägenmassaker beschmachtet: Christoph Schlingensiefel. FILMGALERIE 451

Und was Theater einmal konnte, sah man krasser denn je in Ausschnitten aus den Neunzigern. Da zog der nie um eine Peinlichkeit verlegene Schlingensiefel in „Passion Impossible“ mit Megafon aus dem Hamburger Schauspielhaus, die ganze Perlenkettengesellschaft hinterher, und hinein in die Bahnhofsmision, wo Menschen plötzlich die Mikros bekamen, die nie zuvor Gehör fanden: Obdachlose, Junkies, Behinderte. Dass es dabei nicht um das Ausstellen exotischer Wesen ging, sondern um Wut, Konventionssprengung, Selbst-Überschreitungen, vermittelte diese Kurzfilme klar. Schockierend fast, weil solche Menschen mittlerweile oft auf deutschen Bühnen stehen, nur eben sehr selten als souveräne Stimme. Irgendwann sagt die Schauspielerin Bibiana Beglau auf dem Podium etwas Zentrales: Es gebe keinen ästhetischen Widerstand mehr, weil „Dysfunktionalität“ verboten sei. Wirtschafsdiktat überall. Schlingensiefel hätte gekontert: Na und?